

Richard Wall

Schwarze Kuchl, Verstockt sein und Goldene Tage.

Zu Franz Xaver Hofers „recherche du temps perdu“

„Ich bin ein bewusster Blick“ nannten der Kulturverein Landstrich, der Kulturverein Schärding und der Verein Bilgerhaus im Herbst 2012 eine Gedenkveranstaltung für den allzufrüh verstorbenen Franz Xaver Hofer, bei der siebzehn Künstler und Schriftsteller aus seinem Werk ausgewählte Passagen vortrugen.

Die große Zahl der um ihn Trauernden – neben den Familienangehörigen und Verwandten auch zahlreiche Freunde und Bekannte aus der Region seines Wirkens und Schaffens – bezeugte einmal mehr seine soziale wie künstlerische Integrität. Er war, alles andere als ein Vereinsmeier, in allen obengenannten Innviertler Vereinen engagiert, auch als Mitherausgeber der überregional geschätzten Kulturzeitschrift „Landstrich“; eine Selbstlosigkeit, die dazu geführt hat, dass ihm die Kraft und Zeit gefehlt hat, einige seiner Texte und Buchprojekte im Sinne einer Veröffentlichung abzuschließen.

Es ist nicht selbstverständlich, dass ein Verlag einem Autor über den Tod hinaus die Treue hält. Für Karl Stutz in Passau offensichtlich eine Selbstverständlichkeit. Nun ist, nach dem noch zu Lebzeiten von Hofer erschienenen Gedichtband *Leo* (2011) und der großartigen Erzählung *Sigmund oder die Kälte* (2013), ein weiterer Prosaband aus dem von seiner Witwe, der Malerin Helga Hofer, betreuten Nachlass erschienen: *Immer werde ich ein wenig anders sein als der, den ich beschreibe. Eindrücke aus Kindheit und Jugend*.

Mit seinem „bewussten Blick“, der ein trotziges, zwanghaftes Betrachten und Sinnieren miteinschließt, beobachtet der junge Hofer die bäuerliche Welt im Oberen Mühlviertel, in die er im Jahre 1942 hineingeboren wurde, und verfolgt das mitunter rätselhafte Treiben der Erwachsenen mit einem wertfreien Staunen und aus einer kritischen Distanz zugleich; „möglicherweise war ich einsam. / Ich habe es nicht so erlebt / als ich es erlebte“, heißt es im Gedicht *Einsam oder nicht* am Ende des Buches.

Schreibt er detailversessen über Erdäpfel, Vogelnester, „Holzschlepfa“, seinen Großvater, über Getreidehalme, die zur Zeit der Mahd in Bodennähe noch feucht sind, oder über das Anfertigen eines Traktors aus einer Zwirnspule etc., so schreibt er dabei zugleich über sich selber, über ein Sichfinden und allmähliches Zurechtfinden. Dieser Prozess kann, da erst nach Jahrzehnten zur Sprache gebracht, selbstredend nur eine Annäherung darstellen an die Struktur jener kindlichen Seele von ehemals (dies war dem Autor auch bewusst, daher wohl der etwas umständlich-lange aber durchaus treffende Titel seiner forschenden Reise in die Kindheit). An einer anderen Stelle der subtilen Prosa, in der er oft von einer nüchternen oder lakonischen Beobachtung unvermittelt zu einer Selbstbeobachtung wechselt, heißt es: „Mein Bezug zu den Dingen war so groß, weil ich allein war. Ich kam nicht an die Menschen heran, trotz großer Liebesgefühle und Liebesbemühungen. So wurde mir die Gegend, jede Unebenheit, zum Ereignis. Ich habe die Oberfläche der Erde sehr plastisch und sinnlich erlebt. Mit Untergrund, Farbe, Feuchtigkeit, Gerüchen, Pflanzenkleid.“

Dieses von der Notwendigkeit der täglichen Arbeit und vom Rhythmus der Jahreszeiten geprägte Leben am elterlichen Hof und der näheren Umgebung ist in seiner sinnlichen Präsenz für das sensible Kind, das ohne Vater aufwächst, eine Herausforderung, nicht selten eine Überforderung, der er seine Verweigerung entgegensetzt.

Bald zeichnet sich ab, dass er dieser Welt, die von ihm so viel Zeit für Dinge abverlangt, die er nicht versteht (Prozessionen, die Maiandacht unterm „Kletzenbirnbaum“ beispielweise), entfliehen muss: „Ich habe mir sehr oft gewünscht, dass eine bestimmte Zeit (Zeiteinheit) vorbei wäre. Wenn ich gezwungen war, irgendwo eine gewisse Zeit zu verbringen, habe ich nur auf das Ende gewartet und mich nach freier Verfügung über meine Zeit gesehnt.“

Tatsächlich kommt er nach der 4. Klasse Volksschule ins Petrinum nach Linz/Urfahr (er soll Priester werden), und nach einer nicht bestanden Mathematiknachprüfung ins Gymnasium nach Schlierbach, wo er später Margret Bilger kennenlernen wird, die dort, in der Glaswerkstätte, an ihren Glasfensteraufträgen für Kirchen arbeitet.

Der Ton in diesen, manchmal nur aus Aufzählungen, Sinneseindrücken, zwei oder drei Sätzen, aber auch aus mehreren Seiten bestehenden Kapitelchen (die Titel alleine ergeben schon ein Panoptikum der Menschen, Gebräuche und Geräte, die sein langsames, mit zunehmendem Alter forciertes Erwachen aus magischen und religiösen Projektionen begleitet haben), darf als lyrisch bezeichnet werden, nicht zuletzt aufgrund des Bilderreichtums. Andererseits kenne ich keine zeitgenössische Prosa, die diese Fülle an längst verschwundener bäuerlicher Kultur – in diesem Fall des Oberen Mühlviertels – gespeichert hat. Das Soziologische und Poetische gehen hier eine seltene Symbiose ein, sind ergänzende „Verfahren“, oder auch Filter, die eine höchst eigensinnige Betrachtung einer Kindheit auf dem Lande ergeben – aus einem Blickwinkel, der andere Akzente setzt als beispielsweise jener von Josef Winkler in seinem Frühwerk (oder die Antiheimatromane der 70er Jahre). Dieses Buch sollte jedenfalls auch von der Germanistik näher betrachtet werden.

Franz Xaver Hofer: Immer werde ich ein wenig anders sein als der, den ich beschreibe. Eindrücke aus Kindheit und Jugend. Stutz Verlag, Passau 2014, 135 Seiten, 18,80 Euro